

Die Zeitungs Welt

Nr. 23

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

Auf den Kurort freute sich Kesi. Der Gedanke, für längere Zeit ihren Mann nicht zu sehen, nicht lügen und heucheln zu müssen, schien ihr das Höchste zu sein, was sie sich wünschen konnte, das größte Glück, das sie vom Schicksal erwarten durfte.

Sie atmete auf, als sie Greifeneder, der sich nicht hatte nehmen lassen, sie an Ort und Stelle zu begleiten, endlich abreisen sah. Und nun gesundete sie langsam. Sie fühlte, wie

Süß für Stille die harte Kruste von ihr fiel, die ihr die Seele umschürt und das Blut zum Stocken gebracht hatte.

Ihre Wangen röteten sich, und in die Augen kam wieder der feuchte, schimmernde

Glanz der Jugend und Lebenslust. Ihr machte jetzt alles Freude, und sie konnte wieder so herzlich und ungezwungen lachen wie in den glücklichen Tagen ihrer Mädchenzeit. Der Kurort war noch wenig besucht. Stundenlang sah Kesi im Park und gab sich in

der stillen Einsamkeit ihren Träumen hin. Sie hatte ein lausziges, verstecktes Plätzchen entdeckt, dort weilte sie am liebsten, allein mit den auf sie einstürmenden Gedanken.

Die hohen Bäume schmückten sich mit zartem Laub, und ihre Zweige nickten leise im Wind. Zu ihren Füßen sprossen die ersten Primeln. Ringsum tiefes Schweigen. Das tat so wohl.

In diesem schönen Erwachen und Erstarren des Frühlings fühlte Kesi jugendfrisches Blut durch ihre Adern rinnen und sah hoffnungsfroh in die Zukunft. Nichts störte die anmutigen

Bilder, die sie sich in Gedanken ausmalte. Vom gesunden Lebenstrieb der Natur umgeben und durchhallt träumte sie von einem stillen, sorglosen Dasein, das dem jetzigen gleich.

Mehr und mehr verdichtete sich die Vorstellung in ihr, wie schön es wäre, wenn sie immer so leben könnte, ohne diese zitternde Unruhe, die sonst in ihr war, ohne die mächtige Anspannung ihrer Nerven, ohne diesen ewigen Zwang, der sie stets in Atem hielt und unter

Sie wusste es. Ganz plötzlich war in ihr die Erkenntnis aufgetaucht, sie könne dieses Leben an der Seite des verhassten Mannes nicht länger ertragen, sie müsse sich von Greifeneder freimachen. Den Gedanken ward sie nicht mehr los.

11.

Nun war sie wieder zu Hause. Doch als sie den Eltern und dem Manne gegenüberstand, hatte sie nicht mehr den Mut, der ihr in den

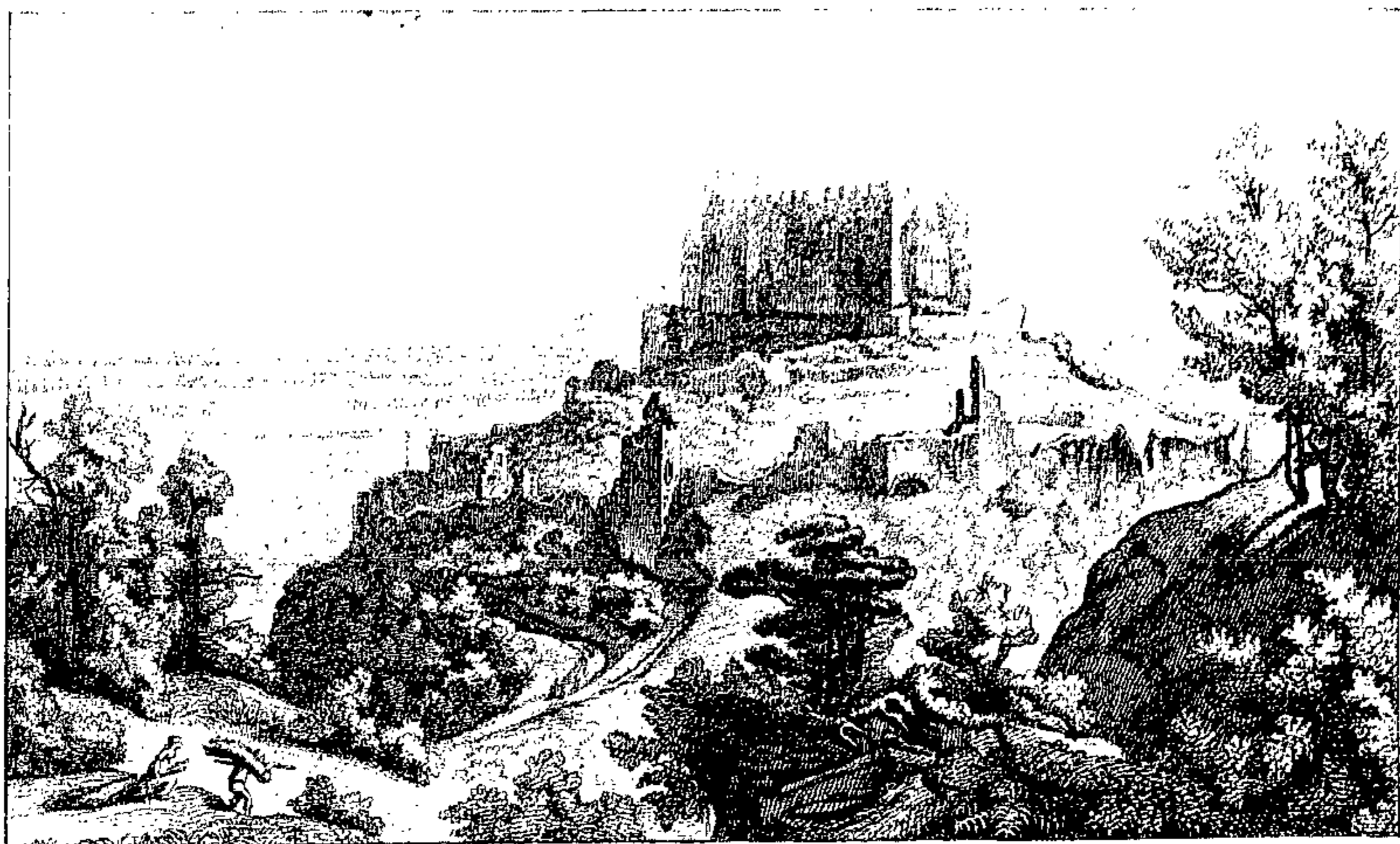
Stunden des Alleinseins wie feuriger Wein das Mut entzündet hatte. Der süßne Tadelndrang war verschwunden, sie fühlte sich jetzt wie der hochfliegende Trümmer, der mit gebrochenen

Flügeln auf der Erde erwacht. Sie schraf vor jeder Veränderung zurück. . . .

Das Ehepaar war allein. Zum erstenmal seit vielen Wochen wieder beisammen. Und draußen lagerte eine düstige Sommerschwüle. Spärliches Laternenlicht durchflimmerte das

nächtliche Dunkel. Kesi hörte, wie ihr Herz ängstlich pochte. Sie wollte ihrem Manne freundlich begegnen, denn sie sah, wie glücklich ihn ihre Ankunft gemacht hatte. Er freute sich wie ein Kind, daß sie wieder da war, und sagte ihr die zärtlichsten Schmeichelworte. Die Zeit der Trennung sei so schrecklich lang gewesen.

Da fühlte sie's wie Beschämung in ihrem Herzen. Sie nahm alle ihre Kraft zusammen. Doch die freundlichen Worte, die sie ihm sagen wollte, blieben ihr in der Kehle stecken, als sie die verlangenden Blicke sah, mit denen er sie betrachtete. Jetzt beugte er sich über sie und



Die Maxburg. (Hambacher Schloß.)

dem sie endlich zusammenbrechen mußte wie ein übermüdetes Lasttier, ohne ihn, der die Ursache ihrer fieberhaften Ueberreizung war, ohne ihren Mann. . . .

Doch die Tage und Wochen schwanden, und die Vorstellung, daß sie nun bald nach Hause zurück mußte, schenkte wieder die gesunde, frische Röte aus ihren Wangen, und eine hastige Unruhe, eine fahrigte Angst kam über sie. Ihr Arzt schüttelte den Kopf und erklärte, sie müsse die Kur verlängern, er könne es gar nicht begreifen, aus welcher Ursache der so schöne Erfolg wieder ganz zunichte geworden sei.

wollte sie auf den Mund küssen. Die Glut der wochenlangen Sehnsucht brannte in ihm. Wild preßte er sie in seine Arme. Sie fühlte seinen heißen Atem, und heftiger Ekstase erfaßte sie. Ihr war es, als würde ihr etwas Grausiges, Unschönes geschehen. . . .

Nun konnte sie nicht länger an sich halten. Mit einer Gebärde des Widerwillens stieß sie ihn zurück. Doch als er sie erschrocken, mit enttäuschem Blick ansah, kam sie wieder zur Besinnung und bat ihn, sie doch in Ruhe zu lassen. Er möge nicht böse sein, sie sei so müde. . . .

Schweigend ertrug er es, daß Nesi sich ihm ganz entzog. Tage und Wochen vergingen, und er litt unter der Qual, mit der er sich vergeblich abmühte, seine glühende Sehnsucht nach ihr zu unterdrücken. Das ungestüme Verlangen nach dem heißgeliebten Weibe kämpfte in ihm mit der zärtlichen Sorge um die Gesundheit der Gattin, mit dem Respekt vor dem strengen Gebot des Arztes, das Nesi in ihrer Verzweiflung erdichtet hatte. . . . Nun hatte sie wenigstens für einige Zeit Ruhe.

Der genutzfrohe, kräftige Mann ertrug alles geduldig. Um Nesis zarte Gesundheit besorgt versagte er sich's sogar, wenn er nach Hause kam, sie um ihr Befinden zu fragen, weil er wußte, daß sie es nicht gern hatte, wenn man sie damit quälte. So ließ er sie denn ungestört am Fenster sitzen und auf die Straße starren, mochte es ihm auch im tiefsten Innern herzlos erscheinen, der Frau so wenig Teilnahme zu zeigen.

Wenn aber manchmal die Liebe in ihm hervorbrach und er sich ihr mit einem weichen, zärtlichen Ausdruck im Gesicht näherte, kamen kalte, abweisende Worte von ihren Lippen, und er zog sich verstimmt zurück. Dann konnte es alle Liebe, die er für sie im Herzen trug, nicht verhindern, daß sich ein leiser Groll in ihm festsetzte, der allmählich wuchs und sich bei der geringsten Gelegenheit entlud.

Er begann vom Hause wegzubleiben, denn er war nicht mehr imstande, sich immer vor seiner Frau zu beherrschen. Nesi ging jetzt oft zu den Eltern, nicht um sich mit ihnen auszusprechen — sie hätte ihr Geheimnis sorgfältig und hatte eine seltsame Scheu davor, einen anderen zum Mitwisser ihrer sündhaften Gefühle zu machen — sondern um an der Stätte ihrer glücklichen Mädchenzeit mit fremden Menschen ein paar gleichgültige Worte zu sprechen, wie zur Betäubung. . . .

Es war im Hochsommer, die Sonne hatte sich hinter die Häuser gesenkt, der Hof lag nach der schwülen Tagesglut im Schatten. Frau Wondraschek, Frau Thomas und die anderen Weiber des Hauses standen beim Brunnen und tratschten. Als Nesi in den Hausflur trat, kam die Wäscherin freudig erregt auf sie zugelaufen und packte sie beim Arm.

„Denken S' Ihnen nur, Frau Greifeneder,“ rief sie hastig, „sie sind da! Heut sind s' ankommen. Ueberrascht haben s' mich.“

„Wer?“ fragte Nesi erstaunt, und nun sprachen Frau Wondraschek und Frau Thomas zugleich, von den anderen Weibern hie und da unterbrochen. Herr Brandow und die Fanni waren angekommen und würden bald da sein, um Frau Wondraschek zu besuchen. Und sie wohnten in einem feinen Hotel in der „Stadt“, und es ginge ihnen sehr gut. Er sei ein großer Schauspieler und verdiene viel Geld und wolle sogar in Wien ein Theater bauen. Und sie hätten bisher in Berlin gelebt, wollten jetzt aber in Wien bleiben.

Frau Wondraschek war sehr ergriffen, weinte voll Mühsal und bemerkte mit frommer Miene, daß der liebe Gott ihr endlich die viele Plage lohne, die sie mit der Tochter gehabt, und daß sie es immer gewünscht hätte, die Fanni sei ein tüchtiges Mädchen und würde einmal einen reichen Mann bekommen und die alte Mutter gut versorgen.

Frau Thomas murmelte, daß Hochmut vor dem Fall komme, und gab Frau Wondraschek den Rat, auf die Freigebigkeit der Kinder nicht zu viel zu bauen. „Glauben S'“, sagte sie, sich lebhaft erifernd, „ich krieg was von mein Sohn, seitdem er so gut verheirat is und so viel Geld verdient? Alles tut er verkaufen, nix gibt er der alten Mutter!“

Die anderen lachten und blinzelten sich verständnisvoll zu.

Die Heiterkeit hatte sich noch nicht gelegt, als plötzlich der Ruf „da sind s' ja!“ erscholl und alle gegen den Flur drängten, um Fannis erstes Auftreten als elegante Dame zu sehen. Sie kamen Nem in Arm, die junge Frau trug eine graue Reifetoilette und einen einfachen, hellen Strohhut. Das hübsche Gesicht war leicht gerötet, der schwermütige Zug aus ihren Augen geschwunden. Sie leuchteten jetzt im hellen Glanz des Glücks, das in ihr war und aus jeder ihrer Bewegungen sprach, am meisten aus den innigen Blicken, mit denen sie ihren Begleiter ansah.

Frau Wondraschek war ganz mütterliche Zärtlichkeit, herzte und küßte ihre Tochter und begrüßte liebevoll den „Herrn Schwiegerohn“, den sie daran erinnerte, daß sie immer davon überzeugt gewesen sei, er würde es zu etwas bringen, und daß sie ihn als guten, braven Menschen stets geschätzt habe. Darum hätte sie ihm auch gern ihre Tochter gegeben, das Liebste, was sie auf der Welt besäße.

Brandow lächelte und nickte zustimmend. Dann machte er den Lobpreisungen dadurch ein Ende, daß er sich nach ihren Verhältnissen erkundigte, ihr liebevoll auf den Rücken klopfte und hierauf Nesi begrüßte.

„O, Madame,“ sagte er ganz erstaunt, „sind Sie's wirklich? — Ich hätte Sie gar nicht erkannt. Verzeihung, Madame, haben Sie sich nicht — hm — einigermaßen verändert? — Mir scheint, etwas blässer und schmaler sind Sie geworden, nicht?“

Nesi errötete und lächelte etwas befangen. „Na, jetzt sehen S' wieder so aus wie früher,“ sagte Fanni, „jetzt haben S' wieder eine rote Karb. . . . Steht Ihnen aber sehr gut, 's Blasse. Viel interessanter schauen S' aus.“

Sie sprach unaufhörlich, während Nesi noch immer keine Antwort gab. Es war, als ob man die beiden Frauen vertauscht hätte, Fanni war jetzt die Lustige und Redselige und Nesi die Schweigsame.

„No, was sagen S', Nesi,“ begann Fanni von neuem, „wie gut ich noch 's Wienerische kann? — Ich hab schon 'glaubt, in dem faden, g'preizten Berlin, wo s' so reden, als wenn s' Knödeln im Hals hätten, werd ich's ganz verlernen. . . . Na, bin ich aber froh, daß ich wieder in Wien bin! Kinder, ich sag's Euch, wenn der Fritzl net dort 'gwesen wär, ich hätt's net aus'halten in der Stadt.“

„Nun, es gefiel Dir aber dort ganz gut, Du kleine Kröte,“ sagte Brandow lächelnd und drückte verstohlen ihre Hand. Dann wandte er sich wieder an Nesi. „Sie haben sich doch früher immer so für Herrn Binder interessiert, Madame,“ sagte er höflich, „den habe ich richtig in Berlin getroffen, und wir haben sogar lange miteinander verkehrt. Jetzt ist er in London.“

„In London? Wo is das? — Weit? — Is 's ihm in Berlin net 'gangen?“ fragte Nesi hastig.

„Ach nein, Madame, im Gegenteil. Er lernte dort den Chef eines Londoner Hauses kennen — London liegt in England, Madame, viel weiter als Berlin. Nun, der interessierte sich sehr für Herrn Binders Erfindungen und lud ihn ein, nach London zu kommen und in sein Geschäft einzutreten. Dem Manne steht eine glänzende Zukunft bevor, Madame.“

Nesi wußte nicht, wie ihr geschah. War es Freude oder Aufregung, sie fühlte, wie ihr das Blut aus dem Kopf wich und stürmisch gegen das Herz drängte, das laut zu pochen begann.

Sie mußte sich plötzlich an Fanni festhalten, um nicht umzusinken. Mit zitternder Stimme sagte sie, daß sie es ihm von Herzen gönne, er sei ein sehr gescheiter und lieber Mensch.

Die Wondrascheksche Familie hatte sich inzwischen in die Wohnung zurückgezogen, die anderen blieben noch lange im Hof und besprachen das aufregende Ereignis und die wichtigen Neuigkeiten, die man soeben erfahren hatte. Nesi setzte sich zur Mutter in den Laden. Die Dämmerung rückte heran, der Himmel hüllte sich in einen mattgrauen Schleier, aus dem die spärlichen Lichtpunkten der ersten Sterne silbern hervorflimmerten.

„Gehst denn Du heut gar net z' Hans, Nesi?“ fragte die Mutter, während sie sich ein Butterbrot strich.

„Z' Hans? — Ich versäum nix z' Hans.“

„Net?“ bemerkte Frau Wendel erstaunt. „Dein Mann muß ja jeden Moment kommen. 's geht ja auf achte.“

„A, mein Mann! . . . Wegen dem! Er kommt heut net zum Nachtmahl.“

„A, geh, warum denn net?“

„No, er geht jetzt immer ins Wirtshaus,“ sagte sie leichtthin und warf die Lippen auf. Die Worte waren ihr ganz unbewußt entschlüpft. Nun wunderte sie sich selbst darüber, daß es der Mutter merkwürdig vorkam.

„Was, ins Wirtshaus geht er, allein? . . . Seids ihr schon so weit?“ fragte die Mutter mit crust forschendem Blick.

Nesi nickte stumm vor sich hin.

„Tut er Dich schlecht behandeln, der Michel? — Da werd ich schon ein Wörtl mit ihm reden.“

Sie bemühte sich, ihrem Gesicht einen drohenden, energischen Ausdruck zu geben. Dem stimmte das heiter. Bei der Schüchternheit der Mutter und dem Respekt, den sie vor Greifeneder hatte — sie war ja von ihm abhängig — war dieser Mut hier weit vom Schuß wirklich komisch. Nesi wußte ganz gut, wenn Greifeneder jetzt hereinkäme, würde die Mutter in Ergebenheit zusammenzucken und dem splendiden Schwiegerohn sogar unterwürdig begegnen.

„Lassen S' es mir, Mutter,“ rief sie, ein wenig spöttisch. „Mischen S' Ihnen net in unsere Sachen drein! 's is gar net nötig. Er tut mir nix. . . . Ich hab d' Schuld!“ entfuhr es ihr nach einer Pause. Sie hatte mit sich gerungen und sich gegen die Preisgebung ihres Geheimnisses gewehrt. Dann siegte doch das Bedürfnis, sich endlich einmal ihr Unglück von der Seele wegzureden, über ihre schone Zurückhaltung.

Frau Wendel sah sie groß an. Sie begann nicht gleich.

„Nesi! Ja, was soll denn das heißen? Habts g'stritten miteinander?“ — Sie senkte die Augen. „Ach Gott, das kommt wo anders auch vor. Deswegen muß man net gleich —“

Nesi verzog das Gesicht. „Aber —!“ rief sie unwillig mit einer zuckenden Bewegung des Kopfes. „Ich mag ja den Menschen net! Er is mir z'wider!“

„Waaas? Das fällt Dir jetzt erst ein? Mir scheint, Du bist net recht bei Verstand, Nesi!“ Sie war bestürzt aufgesprungen und hatte das Butterbrot, von dem sie mit dem Messer kleine Stückchen abschneidete, vor sich fallen lassen. Nun stand sie mit offenem Mund da, das Messer noch zwischen Daumen und Zeigefinger der Rechten schnittbereit haltend. Auf dem mageren Gesicht kamen und gingen die Blutwellen in rascher Folge. Die Brust hatte plötzlich aufgehört, sich zu bewegen.

Jetzt löste sich die Starre, dunkle Röte schob sich ins Gesicht, und der Atem flog, als würde er gepeitscht. „Jetzt kommt erst da drauß!“ wiederholte sie zornig, mit einer Strenge, die sie Nesi an ihr noch nie bemerkt hatte.

„Ich hab's Ihnen schon damals g'sagt, Mutter,“ erwiderte sie trozig. „Sie dürfen mir net reden.“

„Nein, ich red auch mir,“ sagte Frau Wendel wieder mit ihrer gewohnten Schlichtheit. „Ich sag nur, daß d' mir keine Dummheiten net machst!“ Sie erhob ein wenig zaghaft den Zeigefinger. „Das sind kindische Sachen, verstehtst? Wirft schon g'scheiter werden mit der Zeit. . . Der Michel is ein anständiger Mensch, das sag ich Dir.“

„No ja, das is mir die Hauptsach!“ murmelte Nesi verärgert. „Auf mich kommt's ja dabei gar net an, net wahr, Mutter?“

Damit ging sie. Frau Wendel sah ihr sprachlos nach, seufzte tief auf und aß dann weiter ihr Mutterbrot. . .

Am selben Abend saß Greifeneder mit seinem Freunde Kolb im Gasthaus beim Nachtmahl. Er klagte dem Ingenieur mit sorgenvoller Miene sein Leid. Nun habe er das teure Geld ausgegeben und Nesi in den Sturort geschickt, und was habe es genützt, gar nichts! keine Spur einer Besserung, es sei einfach nicht mehr zum Aushalten. Er wisse überhaupt nicht mehr, wozu er verheiratet sei.

Aber er fand bei Kolb kein Verständnis für seine Klagen. Der lachte ihn aus. „Ein rechter Latsch sind S', lieber Greifeneder,“ sagte er, „was haben S' denn von einer Frau, die S' nur zum Anschauen haben? Ich hält mir schon längst g'holten an Ihrer Stell!“

Greifeneder sah ihn fragend an. „Was möchten S' denn machen an meiner Stell?“ Es klang recht ungläubig.

Der andere lachte auf. „Fragen S' net so dalkert! Lansen lassen mücht ich die faden Kocken, das blöde Frauenzimmer! Net anschauen tät ich mich um sie. Aber net ihr noch schön tun in einer Tour. Da muß sie sich ja ein ganzen Hausen einbilden, die überspannte Person, die —“

Er hatte sich sehr erboht. Aus dem rotglühenden Gesicht funkelten die zornig blickenden Augen. Greifeneder tat es wohl, daß sein Freund sich für seine Sache so erwärmte, konnte aber nicht begreifen, wie ihm das empfohlene Verhalten nützen sollte. Er teilte Kolb seine Zweifel mit. Ueberdies habe er die Frau sehr lieb, es sei nun einmal so, und er halte es nicht länger aus vor Sehnsucht.

„Affkurat die muß 's sein, was?“ höhnte Kolb mit dem überlegenen Ausdruck des ledigen Lebemanns. „Zwischen S' Ihnen eine andere auf, mein lieber Greifeneder! 's sind alle gleich, keine net um ein Haar anders. Und kümmern S' Ihnen net um die Rücken von so einem dummen Frauenzimmer, muß ich schon sagen. Soll machen, was sie will, und Sie machen auch, was S' wollen. . . D je, Frauenzimmer gibt's g'nug auf der Welt, junge und saubere, übernemig, sag ich Ihnen. Hungern braucht man net, wenn man sonst ein fischer Sterk is und ein paar Flörl springen lassen kann. Sie wissen 's ja so, waren ja auch einmal ein flott's Hans, und jetzt sind S' so auf 'u Hund kommen, mein lieber Greifeneder. Sie tun mir wirklich leid. Na, ja,“ seufzte er, „wenn einer so blöd is und heiraten muß. Also, verstanden, Greifeneder! lassen S' Ihnen net zum Marren halten! Scheren S' Ihnen net um das faden Frauenzimmer!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Hambacher Fest.

Von Franz Josef Ehrhart.

(Schluß.)

Es nahte der erste Jahrestag des Festes. Die Einwohner Neustadts wollten wieder, wie sie es lange Jahre vorher getan, ihr Maienfest auf dem Schlosse abhalten; sie hatten keinerlei Absicht, dabei eine politische Demonstration zu bekunden. Trotzdem ward jedwede Ansammlung in Neustadt wie auf dem Schlosse verboten. Die Regierung rechtfertigte ihre Maßnahme in einer Broschüre, in der sie unter anderem sagte:

„Man denke sich eine Masse von vielleicht 2—3000 aufgeregten Köpfen in dem kleinen Neustadt. Man denke sich in ihrer Mitte die Strophäen jener Parteien (die, nebenbei bemerkt, zum größten Teile im Gefängnis saßen), die es nicht leugnen, daß sie auf den Umsturz der Throne und der bestehenden Verfassung ausgehen, und man sage, was von einer Polizei zu halten wäre, die ihrem Gegner so das Fest in die Hand gäbe, was eine solche Polizei für ein Prädikat verdiente, welche die ruhigen Bürger den Ausschweifungen einer durch alle möglichen Kunstgriffe, namentlich durch Verteilung veräuschender Getränke, im höchsten Grade revollierten Volksmenge preisgebe?“

Die Stadträte von Neustadt, Frankenthal, Speyer, Landau und Zweibrücken erhoben lauten Protest gegen diese Ungeheulichkeit. Aber die Regierung in Speyer erfuhr inzwischen eine andere Befehung aus Altbayern.

Fürst Wrede, unter dessen Ministerium sich im Jahr vorher die Hambacher Tage abspielten, begab sich nun, um die Sache zu organisieren, selbst als militärischer Diktator in die Pfalz, er war dazu auch der Vernünftigste. Ein Liebling des Königs, hatte er die Bayern unter Napoleon von einer Schluppe zur anderen geführt und galt als einer der unfähigsten Tröpfe. Um wenigstens des Militärs bei seinen Maßnahmen sicher zu sein, verlegte er altbayerische Regimente in die Pfalz. Er zog sich eine wohlfeile Geheimpolizei, indem er durch ministeriellen Erlaß an alle Gastwirte, Cafetiers, Weinhändler usw. den Befehl erteilte, daß sie mit Aufmerksamkeit auf die Gespräche ihrer Gäste zu hören und über ihre Wahrnehmungen unverzüglich der Polizei Anzeige zu erstatten hätten. Als der Fürst alles in guten Händen wußte, zog er sich nach München zurück und sandte zum Vollzuge der getroffenen Maßnahmen seinen edlen Sprößling Eugen v. Wrede, der sich des großen Vaters nicht nur würdig erwies, sondern ihn durch Unfähigkeit und Brutalität noch weit übertraf. Dieser wollte 2500 Soldaten auf das Hambacher Schloß legen und schrieb deren Verpflegung öffentlich aus. Aber niemand fand sich, der trotz des in Aussicht gestellten hohen Gewinnes zur Lieferung der Lebensmittel zu bewegen war. So mußte er seine Truppen in dem kleinen Neustadt zusammenpferchen. Am Abend des 22. Mai rückte denn auch zuerst ein Regiment Infanterie in Neustadt ein, dem am Morgen des 23. Mai zwei Jägerbataillone und Artillerie folgten. Zu allem Ueberflusse ließ Wrede, der Vater, schon zuvor die Hälfte der ganzen bayerischen Armee mobil machen und zum Einzug in die Pfalz bereithalten. Am 27. Mai, dem eigentlichen Jahrestage des Festes — es war wiederum ein herrlicher Freitag — stieg Fürst Wrede, nachdem er zuvor gut gegessen hatte, mit seinem Generalstab hinaus zum Schlosse, um die Arbeit der Mache zu beginnen. Die Bevölkerung, die sich in ihre Wohnungen zurückzog und keine Spur der Veranlassung zu solchen Maßnahmen gab, sollte gereizt werden. Da sich niemand auf dem Schlosse sehen ließ, so begann nach Anbruch des Abends die Plünderung in Hambach und Neustadt, wo man die Bevölkerung aus den Häusern trieb. Zum Schießen fand sich aber keine Gelegenheit, weshalb die trunken gemachten Soldaten die auf den Straßen sichtbaren Einwohner, einerlei, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, ob Greise oder Kinder, vor sich her trieben, mit den Bajonetten stупten: eine Praxis, die übrigens später bei Fuchsmühl wiederum Anwendung fand.

Der Bürgermeister und seine Adjunkten legten sich ins Mittel und versuchten dem schaulichsten Blutbade Einhalt zu tun, aber auch sie wurden von den wilden Horden durch Kolbenstöße und Bajonettschläge übel zugerichtet. Die lokale Sicherheitsmannschaft, die auf bürger-

meisterliche Anordnung zum Schutze der Einwohner einzugreifen versuchte, ward von den Soldaten schwer verprügelt. Ein Mann wurde dabei getötet und des Nachts schnell verscharrt. Zwei Tage hausten die Stannibalen; die Häuser gleichen Lazaretten. Wrede, der rohe Barbar, hatte vorläufig seinen Durst gestillt.

Der inzwischen neugewählte Landrat beklagte sich bei der Regierung über den blutigen Vorgang unter dem fürstlichen Witterich wie über die unerhörte Zensur der Regierung, die alle Nachrichten fälschte und jedwede Kritik unterdrückte. Vertrauensvoll trat der Landrat an die Stufen des Thrones, um Gerechtigkeit und um Befreiung von der Soldateska zu erlangen; allein der allgeröchmächtigste König und Herr, der sich das Epitheton „gerecht und beharrlich“ beilegte, machte sich über die guten winkenden Bürger lustig, denn in seinem Geiste und nach seinem Willen hauste ja der Wrede.

Nach länger als einjähriger Haft begannen die Verhandlungen gegen die Haupttäter Wirth, Siebenpfeiffer usw. Sie sollten in Zweibrücken dem geistlichen Gerichtsstande der Angeklagten unterstellt werden, allein Wrede griff selbst in den Gang der Justifizierung ein. Um seine Macht besser ausüben zu können, ließ er den Gerichtssitz von Zweibrücken nach Landau verlegen. Der Regierungspräsident wählte zur Vorsicht unter 21 Geschworenen allein 17 Beamte aus. Die Verhandlung dauerte drei Wochen und wurde mit jedem Tage für die Regierung unangenehmer; deshalb schlug Wrede selbst sein Heerlager in Landau auf, um die Vorgänge persönlich zu überwachen und zu leiten. Als endlich die Publikation des Urteils vor sich gehen sollte und die Spannung den Siedepunkt erreichte, gab es am Abend in dem sonst friedlichen Soldatenstädtchen eine furchtbare Meuterei. Unter dem Rufe: „Hoch Wrede!“ stürzten sich die fanatisierten Soldaten auf die „liberalen bürgerlichen Hunde“. Die Fenster wurden eingeschlagen usw., kurzum, Wrede veranstaltete mit seinen Altbayern dasselbe Messelreiben wie vorher in Neustadt. Trotzdem erfolgte der Freispruch der sämtlichen Angeklagten. Nichts Gutes ahnend, flüchtete Siebenpfeiffer, während Wirth und seine übrigen Genossen durch einen Gewaltstreich wegen desselben Vergehens, dessen sie das ordnungsmäßige Schwurgericht freigesprochen hatte, vor ein mit willfährigen Kreaturen besetztes Judizialgericht geschleppt und zu mehrjährigen Zuchthausstrafen verurteilt wurden. Im Zuchthaus zu Kattierlautern wußten sie Strümpfe stricken, nach denen in Ordnungsfreien der Pfalz bald rege Nachfrage war.

Siebenpfeiffer fand in Bern in der Schweiz eine Professur, aber bald stellte sich bei ihm ein unheilbares Hirnleiden ein, das ihn 1815 von einem furchtbaren Siechtum erlöste.

Wirth wollten seine Anhänger nach der Verurteilung zu zwei Jahren Zuchthaus befreien; er schlug aber ihr Anerbieten aus. Nach Verbüßung seiner Strafe wurde er von Kattierlautern nach Passau gebracht und entgegen allem Recht weiter in Haft und später unter Polizeiaufsicht im nördlichen Bayern gehalten, bis er nach Frankreich flüchtete. Am Juli 1818 starb er, dessen Lebens- und Schaffenskraft schon längst zuvor geknickt war.

Zu der Nähe seiner Residenz in München ließ Ludwig I. die Feldherrenhalle erbauen, in ihr sollten die Standbilder von Bayerns größten Generalen zur Ehre des Vaterlandes aufgestellt finden. Deren zwei haben dort bis jetzt Platz gefunden, nämlich Tilly und Fürst Wrede; von beiden sagt der Geschichtschreiber, daß der eine (Tilly) wohl ein Feldherr, aber kein Bayer, und der andere ein Bayer, aber kein Feldherr war. Seit Jahren sehen große Scharen friedlicher Landen ihren Kaktus auf das Haupt des Zwingers der Pfalz. — —

Kirchhofsrube war in der Pfalz eingetreten, aber doch brodelte und gährte es unter der Decke weiter.

Der grimmige Haß gegen Altbayern und seine Regierung war ein intensiver, der sich bei jeder Gelegenheit äußerte. Die nach dem Sturze Napoleons III. veröffentlichten „Briefe deutscher Vettelpatrioten“ geben ein Bild von der Franzosenfreundlichkeit vieler Pfälzer.

Ludwig I. bemühte sich, die Pfälzer umzustimmen, er kam des öfteren nach Rheinbayern, warf dabei Kleingeld unter sein geliebtes Volk, hinterließ, wie Tama sagt, auch manches Pfand seiner feurigen Liebe, aber einen eigentlichen Erfolg hatte er nicht, dafür sorgte schon die Bureaucratie, die ihre Königs-treue gar zu plump zur Schau trug.

Zehn Jahre später, 1842, verlobte sich Bayerns Thronfolger. Das herangewachsene Strebertum sann auf Mittel, dieses Ereignis am vorteilhaftesten auszunutzen, um in Sichtweite der allerhöchsten Gnadenföhne zu gelangen. Es suchte für den Thronfolger ein passendes Hochzeitsgeschenk und bettelte 3125 Goldgulden zusammen, mit denen es das Hambacher Schloß erwarb. Dieses wollten sie, um das Haus Wittelsbach mit der Pfalz auszuföhnen, dem Kronprinzen als Morgengabe überreichen. Die Väter dieser patriotischen Idee sahen in München. Der Hof nahm das Anerbieten bereitwilligst an, ja er war von dieser Schenkung so begeistert, daß der König sogleich eine Kommission von Sachverständigen mit der Aufgabe in die Pfalz entsandte, schnelligste Pläne anzufertigen, den alten Ruinenhaufen zu einer prunkvollen Residenz für das Haus Wittelsbach aufzubauen, in dem der Hof alljährlich mehrere Monate verweilen und ein Sproß derselben dauernden Wohnsitz nehmen sollte. Die Burg wurde ihres historischen Namens entkleidet und zu Ehren des Thronfolgers „Maxburg“ umgetauft. Trotzdem nennt sie aber der Volksmund auch heute noch nicht anders als das Hambacher Schloß.

Manch schritt der Umbau vorwärts. Hunderte von Arbeitern waren mit Bienenfleiß beschäftigt. Noch waren sie in vollster Tätigkeit, schon waren die Konturen der neuen Residenz weithin sichtbar, alljährlich erschien der Hofstaat, um sich von den Fortschritten des Baues zu überzeugen, da brach plötzlich, 1848, unerwartet der Sturm von neuem, aber um so gründlicher los. Diesmal bereitete dem König auch kein liebes München schweren Herzkummer. Jetzt kam bei den Pfälzern wieder das wahre Empfinden für das Königreich und seine Dynastie zum Ausbruch.

Ungeblüht weil sich die Mauern der Maxburg gesenkt und weil nicht genügend Kellerräume vorhanden seien, wurde der Bau plötzlich eingestellt. Tatsächlich war das aber unwahr, denn die Mauern stehen heute noch auf den unzerstörbaren Felsen, und die Kellerräume, die für den bischöflichen Hof von Speyer ausreichten, um dessen riesige Weinslager zu bergen, hätten, bei aller Hochachtung vor der fürstlichen Leistungsfähigkeit in dem edlen Getränk, auch für dieses ausgereicht; aber dem König gingen die Moneten aus, auch verzweifelte er an der Königstreue der Pfälzer für alle Zeiten: ihnen wollte er kein Glied der Dynastie mehr anvertrauen.

Jetzt steht die Burg mit ihrer neuen massiven Umfassungsmauer als ein Zeichen alter, überwundener, blutiger Herrschaft und Volksausbeutung, die zu neuem Leben gebracht werden sollten, da. Sie ist Eigentum der Ziviliste, die aber nichts mehr für sie übrig hat. Die massenhaft herumliegenden kostbaren Profilsteine verwittern. Bald wird auch diese Ruine ihren vielen Nachbarinnen an Verfall gleichen. Der Staat beschränkt sich nur auf die Aufgabe, der Schützer des könig-

lichen Eigentums zu sein. Seine Polizei wacht mit Sorgfalt darüber, daß die Burg nie mehr den Tummelplatz für feiheitsliche Volksfeste abgebe.

Wierzig Jahre sind vergangen. Die ungeliebten Mantargrenzen sind gefallen. Eine industrielle Entwicklung begann sich unter dem Schutze der Gewerbefreiheit rasch auszubreiten. Die alten sozialen Schichten wurden verschoben, das Kleinbürgertum vom Kapitalismus, der sich in der Pfalz rasch entwickelte, zerrieben und um seinen politischen Einfluß gebracht. Mit ihm versickerte auch das demokratische Volksempfinden. Der letztere Umschwung war im besonderen durch den Ausgang des deutsch-französischen Krieges befördert: alles wurde in den nationalliberal-chamwinistischen Strudel mitgerissen. Der Liberalismus als Repräsentant des Kapitalismus gelangte in den absoluten Besitz jeder politischen Machtstellung. Je unbesrittener sein Einfluß wurde, um so brutaler und intoleranter gebärdete er sich gegen seine religiösen, politischen und sozialen Widersacher. Er trieb es darin weit schlimmer als seine ehemaligen Bedränger und Feinde. Mit be-



J. Ph. Becker.

stärkerem Haß verfolgte er die junge proletarische Organisationsbildung. Der pfälzische Liberalismus ging in der Ausnutzung der Ausnahme-gesetzgebung gegen die Sozialisten allen voran und war bemüht, seinen Leib von dem letzten demokratischen Flecken zu reinigen.

Im Mai 1872 versuchte dieser neue Parteiflügel die Hambacher Ruine fortan zu einem nationalliberalen Tummelplatz umzugestalten, aber das gelang ihm nicht. In dem alten Gemäuer spukte der Geist der Väter, die sich über das Treiben ihrer entarteten Söhne im Grabe umdrehten. Auf dem Schlosse herrschte fortan Kirchhofsrube, nur der alte Esen wucherte weiter um die alten Mauern und Felsen, die seine baumdiicken Wurzeln teilweise zerbröckelten und zerprengten.

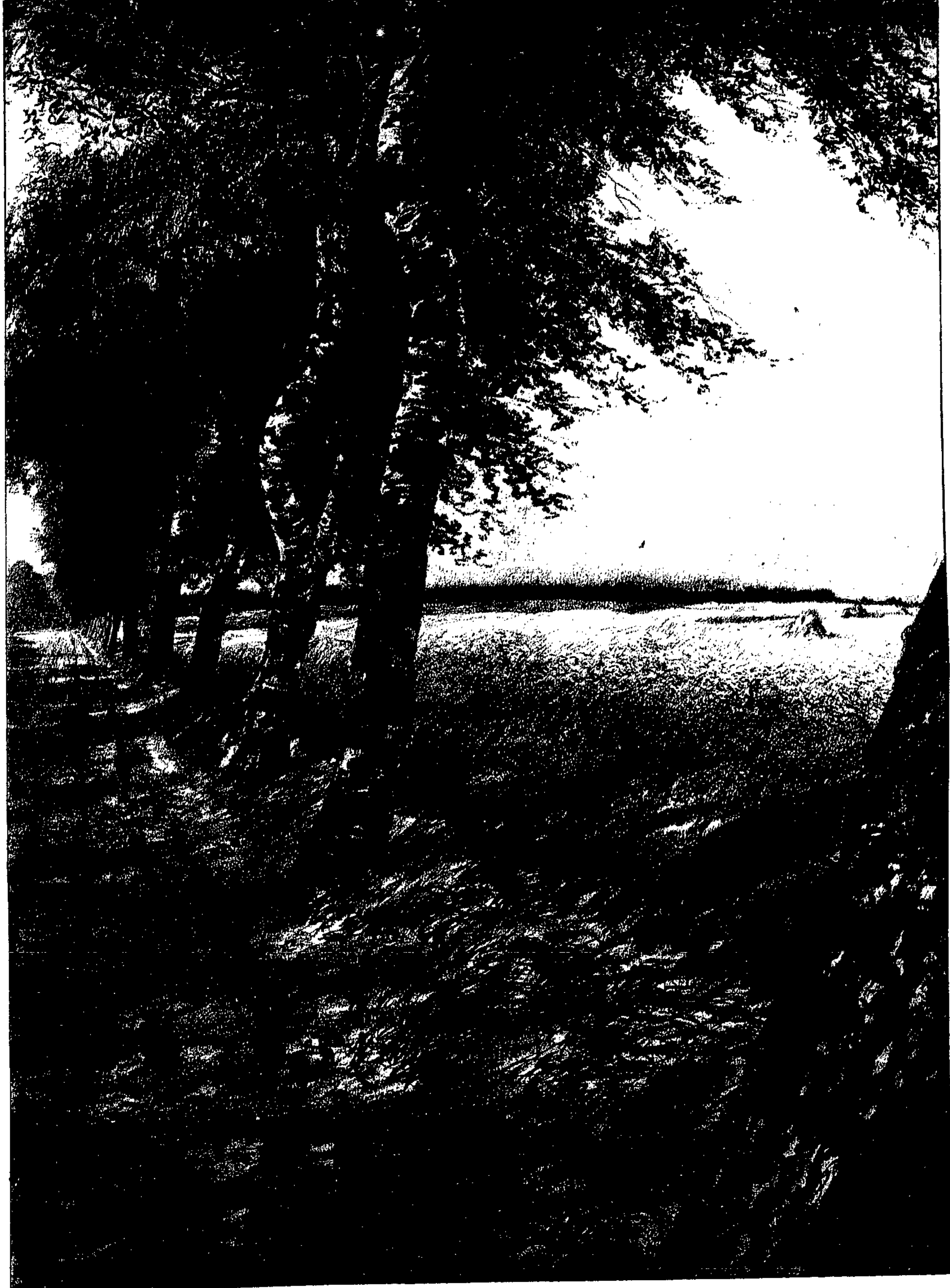
Im März 1882 tat sich der spärliche Rest der in Deutschland verbliebenen Demokraten zusammen. Es war nur ein kleines Häuflein. Sie wollten die fünfzigjährige Wiederkehr der Hambacher Tage auf dem Schlosse festlich begangen. Aber in der Staatsgewalt lebte noch die Angst der dreißiger Jahre. Mit dem Häuflein Demokraten hätte sie sich schon abgefunden, aber wer bürgte ihr dafür, daß sich die zu einer starken, in jugendlicher Kraft strotzenden, allen gegen sie gemachten Ausnahme-gesetzen höhrende Partei des Proletariats zu dem Fest

einsetzen und den Geist der Väter anrufen werde? Das waren dem Staatsbittler durchschlagende Gründe genug, das Fest zu verbieten. Jede Versammlung, sowohl in der Umgebung als auf dem Schlosse selbst, sollte nötigenfalls mit Gewalt unterdrückt werden. Das fand die liberal-bürgerliche Presse so selbstverständlich, daß sie kein Wort der Kritik dagegen hatte. Trotz aller gegen sie geführten Siege ging den Sozialdemokraten der Sinnor nicht aus. Etwa zehnmal haben sie solche, gegen sie angewandten Maßregeln benutzt, um die allmächtige Polizei gründlich zu verulken. Das war in Anbetracht der Zustände unsere beste Propaganda.

Auf Pfingstsonntag, dem Tage der verbotenen Feier, hatte der Bezirksamtmann von Neustadt eine große Menge Gendarmen aus der ganzen Pfalz am Fuße der Hardt zusammengezogen. Das Militär war in Landau und Zweibrücken marschbereit gehalten. Es war nämlich das Gerücht verbreitet, daß fünfzigtausend Sozzen aus der ganzen Mainecke das Schloß besetzen wollten. In der Nacht langten etwa ein Duzend Bösewichter aus Mannheim und der Vorderpfalz, die offenbar schlimmes im Schilde führten, in Neustadt an. Genossen schlichen in der Dunkelheit von Ort zu Ort, von Haus zu Haus, den Einwohnern ein Schriftstück unter die Tür schiebend. Das war benannt: „Ein offener Brief an die deutschen Parteigenossen zur fünfzigjährigen Gedenkfeier des Hambacher Festes von Jean Philip Becker.“ Darin waren in gepfeffelter Sprache die früheren Zustände mit den jetzigen verglichen. Der inzwischen an Jahren alt gewordene „Jean Philip“ hatte während und trotz seiner vielen Stürme, die er im Exil erleben mußte, nichts von Begeisterung und jugendlichem Feuer für die revolutionäre Sache eingebüßt, nur klarer war er in seinen Grundföhnen geworden. Wir hatten ihn eingeladen, nach Hambach zu kommen, aber er sagte in seinem „offenen Brief“, daß sich viele und in erster Linie die Polizei für ihn, den letzten lebenden des Hochverrats angeklagten Rebellen interessieren würden, davon sei er überzeugt, aber so gern er mit seinen pfälzischen Landsleuten und Genossen auch den Tag feiern möchte, so glaube er in diesem Moment uns nicht zu müssen, wohl aber seine alten Tage zwecklos in prenzliche deutschen Gefängnissen beschließen zu müssen. Gewiß waren das für uns überzeugende Gründe, ihn zu entschuldigen.

Bald nachher erhielt ich einen Brief aus Frankenthal, er war vom alten „Jean Philip“, der mich zu einem Besuche einlud. Aber gegen niemand sollte ich eine Mitteilung machen. Ich eilte, ihm Folge zu leisten und betrat beklommenen Herzens das Stammhaus, in dem der junge Becker seine tolle Jugend verbracht, in das ihm der größte Teil seines Duzendkinder geboren wurde. Er war, wie ich, erregt, unruhig und küßte mich; ich fühlte Tränen in seinen mächtigen Bart herabrienen. Ja, sagte er, unsere Einladung habe ihn mächtig ergriffen. Er fühle, daß seine Laufbahn bald ihr Ende erreiche. Vom Sehnen nach der teuren Heimat, die er noch einmal sehen wollte, überwältigt, sei er hergeeilt. Er war sich bewußt, daß die alte Schule ihren Zweck erfüllt und die Jugend das Erbe bereits angetreten habe.

Zwei Stunden meines Aufenthaltes ver-rannen mit Blitzesschnelle. Der gute Alte mit dem jugendlichen Herzen wußte mit einer Lebhaftigkeit und feurigen Begeisterung von der großen Zeit zu erzählen, als hätte sie sich erst vor kurzem abgespielt. Er fluchte wie ein Feldweibel über das verfaßte, charakterlose Spießbürgertum, das alle Grundföhne wie schmutzige Wäsche abgelegt habe. Dann schilderte er mir packend die Befreiung Jakob Benedek's und Siebenpfeiffers durch ihn und einige seiner Kameraden aus dem Gefängnisse in Franken-



Landstraße mit Birken. Nach einem Gemälde von R. Hermanns.

thal. Ja, es war noch der alte „Jean White“, wie ihn uns seine noch lebenden Zeitgenossen schilderten. Ein alter Sandegen, der den größeren Teil seines Lebens mit unvertwistlichem Humor auch den bittersten Hunger zu ertragen verstand.

Wir mußten scheiden.

Wieder umarmte und küßte er mich stümisch. Dann trennten wir uns. Tagelang war ich erregt über den Alten und hatte nur ein Bedauern, daß es mir nicht vergönnt war, länger in der Sphäre dieser guten treuen Seele, dieses Soldaten der Revolution, leben zu können. Im Dezember 1886 brachte uns der Draht die Nachricht aus Genf, daß der Alte ausgerungen habe. Er hat seine Heimat, seine Pfalz, noch mal gesehen, er fand die Jugend an der Arbeit, zu ernten, was der Sämann gesät. Und das hat ihm gewiß den Todeskampf erleichtert.

Nun zurück zum Schloß. Geizelmännchen kletterten um die Geisterstunde an Bäumen des Berges und an den Straßen der Nachbarorte des Schlosses einen kleinen lithographierten Zettel, auf dem geschrieben stand:

Be k a n n t m a c h u n g!

Mensch, wenn Dir Dein Leben lieb ist, dann fliehe, so schnell Dich Deine Beine tragen können. Heute morgen 10 Minuten nach 8 Uhr wird der Schloßberg samt Ruine in die Luft fliegen.

Die provisorische Regierung der Pfalz.

Um die zwölfte Stunde, bei stockfinsterner Nacht, gelangte ein wohlgezähltes Duzend sozialdemokratischer Attentäter an der gesperrten Pforte des Schlosses an. Ihre Kundschafter hatten ihnen berichtet, daß das in der Ruine untergebrachte Detachement Gendarmen in Anbetracht der allgemeinen Ruhe zurückgezogen worden sei. Leider hatten sie übersehen, daß von einer anderen Seite auf Schleichwegen eine Abteilung Ersatz oben angelangt war. Die Zwölf waren mit verschiedenen Werkzeugen und Paketen versehen, denn sie wollten den gefährlich zu erreichenden Gipfel der Burg besteigen, um darauf zur Feier des Tages das rote Banner zu hissen. Das war bei der Finsternis immerhin etwas gewagt. Allein sie überstiegen die Umfassungsmauer und rückten in unheimlicher Stille zur Ruine vor. Eine Blendlaterne gab ihnen die Richtung. Mir ward die hohe Ehre zuteil, an der Spitze der Kolonne marschieren zu dürfen. Ganz oben, wo die Felsen jäh abstürzen, befand sich ein verwettertes Aussichtshäuschen, wir hatten es beinahe erreicht. Ich ließ meinen Kameraden etwa drei Schritte voran, da bemerkte mein bereits an die Finsternis gewohntes Auge blinkende Knöpfe, die sich eben auf uns zu bewegten. Ich rief ein lautes Halt! Es war das Zeichen für meine Kollegen zum Verduften. Sie haben das so meisterhaft ausgeführt, als hätte sie der Boden blitzschnell verschlungen. Ich konnte, das sah ich ein, den vor mir blinkenden Bajonetten nicht enttrinnen. „Halt, werda! Waffen nieder!“ donnerte es mir entgegen. Noch einen Schritt konnte ich vorwärts machen, und ich war von dem bewaffneten Feinde umringt. Während weniger Minuten, die ich benutzt, um über meine Umgebung auf Gnade und Ungnade zu verhandeln, war ich an Armen und Beinen in Ketten gefesselt, in das Aussichtshäuschen gezerrt und auf eine Bank gedrückt. Mit Streichholzbeleuchtung wurde ich bis aufs Hemd durchsucht. Ein Wachtmeister zog ein Visitenkartentäschchen aus meiner Tasche. „Meine Herren,“ hob der martialisch beschmaltzte Kommandeur an, „wir haben einen guten Fang gemacht.“ Und dann entzifferte er auf einer der Kartchen den Namen „Carl Grillenberger“.

Man begann ein hochnotpeinliches Verhör mit mir, das ich aber schnell damit beendete,

daß ich energisch sagte: „Jetzt laßt mir meine Ruhe, ich will schlafen!“ Ich lehnte den Oberkörper an die Wand hinter mir. Einige Zeit noch machten die Herren die verschiedensten Versuche, mich zum Reden zu bringen, aber ich fing an zu lägen, daß die Polizisten selbst einsehen, daß ihre Macht gegen meinen gesunden Schlaf nichts auszurichten vermochte; sie belustigten sich über mein gutes Gewissen.

Während ich schnarchte, verhandelten meine Wächter, was sie mit mir anstellen sollten. Inzwischen traf eine neue Verstärkungskolonne Gendarmen ein; sie berichteten, daß unten an dem Felsen zwei liegen, deren Seelen wohl in den Himmel gefahren seien, denn sie hätten die Sprache vergessen. Ich geriet in furchtbare Aufregung, schnarchte aber, als der Kommandant zwei Mann nach den Leblosen sandte, vorsichtshalber weiter. Bald kamen sie zurück mit der Nachricht, daß die Vögel verschlungen wären. Sie suchten nun beim Morgengrauen die ganze Umgebung ab, fanden eine Leiter, Laterne, Säge und so weiter.

Ich wußte, es waren die Ausstattungsgegenstände unserer Expedition, die die Fliehenden von sich geworfen oder beim Abspringen verloren hatten. Einer brachte eine große Rolle; das war eine mächtig lange rote Fahne. Ein anderer rückte mit einem ungewöhnlich verschmürten Paket heran. Es bestand bald unter meiner Polizei kein Zweifel mehr, sie hatten alle Ursache, sich zu ihrem Fang zu gratulieren. Nun einigten sie sich, schon beim Sonnenaufgang abzumarschieren, ich sollte die Fahne tragen. Ich wußte genug, streckte und bäumte mich wie von tiefstem Schlafe erwacht. Meine Beschützer höhnten mich und machten blutige Witze, erzählten von der feinen Speisekarte des Zuchthauses. Stolz ignorierte ich ihren Hohn, stand auf und verlangte, um ein menschlich Bedürfnis zu befriedigen, mir die Ketten abzunehmen, was sie hohnlachend versagten. Ich berief mich auf verschiedene Strafgesetzsparagraphen und forderte sie kraft des Gesetzes auf, mir dann wenigstens die Hosentlade aufzuknöpfen oder das Unheil falle auf sie zurück. Schließlich fand sich einer, der diese Mission erfüllte. Als der Akt vollbracht und der Diener des Gesetzes meine Hosen wieder in Ordnung gebracht, wollten die Schlaucherkn ihren Programm gemäß den Abstieg beginnen und mit die zusammengerollte Fahne aufladen. Ich erklärte mich dazu bereit, wenn die Fahne enthüllt würde und sie in geordnetem Zuge hinter mir hermarschieren wollten. Das lehnten sie aber ab. So mußte einer der mitanwesenden Gemeindeglieder von Sambach diesen Transport auf sich nehmen.

Die Strahlen der Morgen Sonne brachen goldig hervor, als meine Ketten nochmals von sachmännischer Seite einer Prüfung unterzogen wurden und wir uns zum Abstieg in das Tal bereit machten. In den Orten, die wir durchziehen mußten, lag alles noch in tiefstem Schlafe. War es doch der zweite Pfingstfeiertag. Nur einen Genossen bemerkte ich verstoßen hinter einem Vorhang hervorlugen. Das befriedigte mich, weil dieser sah, daß ich allein verhaftet war. Kurz vor fünf Uhr standen wir vor dem Gefängnistor in Neustadt, wo der schrille Ton der Glocke nicht bloß das Haus, sondern die ganze Nachbarschaft alarmierte. Ich wurde in einer Zelle untergebracht, von der ich alsbald sagen konnte, daß mein guter Stern mich hineingeleitete. Ich rückte den Tisch an die Fensterwand, stellte meinen Hocker darauf, frupte mit einem in meinem Besitz verbliebenen Nagel ein Eckchen aus der geätzten Fensterscheibe und hatte den herrlichsten Ausblick, der mir in diesem Momente mehr Vergnügen, als ein solcher über Neapel bereitere, denn ich hatte die Gefängnis-pforte unmittelbar vor den Augen. Von dieser Stelle aus konnte ich genau übersehen, wer noch nach mir eingeliefert wurde.

Bereits um 7 Uhr war der Staatsanwalt zur Stelle. Ich sollte vernommen werden. Zu Rücksicht auf meinen aufgeregten Zustand lehnte ich diese Aufforderung höflich aber energisch ab und erklärte, daß ich hoffe, bis etwa zehn Uhr könnten sich meine Nerven so weit beruhigt haben, daß ich mich für vernunftfähig halte. Damit war der Staatsanwalt zwar nicht recht einverstanden, fügte sich aber dennoch und versprach, sich zu gedulden.

Inzwischen hüpfte ich bei jedem Glockenzeichen schnell wie eine Kacke auf meine Aussichtswarte. Um 9 Uhr war ich noch alleiniger Gästling. Pünktlich um 10 Uhr erschien der Büttel unter großem Geräusche wieder, um mich zur Einvernahme vorzuführen. Aber noch waren die armen Nerven nicht beruhigt, dafür aber konnte ich bestimmt versichern, daß ich um 2 Uhr nachmittags zur Verfügung stände. Bis dahin hoffte ich auch zu wissen, ob meine Kollegen alle entkommen und ich wirklich der einzige Attentäter bleiben werde; denn das konnte nicht ohne Einfluß auf meine Verteidigung sein.

Währenddem spielte der Telegraph nach allen Richtungen der Windrose. In Mannheim, meinem damaligen Wohnsitz, erschien ein Extrablatt mit der grausigen Nachricht, daß der gefährliche Anarchist Ehrhart bei einem Attentat auf das Sambacher Schloß mit einer ungeheuren Masse Dynamit verhaftet worden sei. Von dort traf auch der Polizeinspektor, der die geheimen Fäden der umstürzlerischen Bewegung des ganzen Landes angeblich in den Händen hatte, schon mit dem ersten Zuge ein. Er fühlte selbstverständlich den Veruf in sich, den größten Anteil an diesem wichtigen Fange zu nehmen. In aller Herrgottsfrühe wurden nicht nur in meiner Wohnung Kästen und Schränke, Türen und Fensterläden mit klopigen Marken versiegelt und ein Schutzmännchen zur Bewachung derselben vor das Haus gestellt, auch meine armseligen Habseligkeiten — ein alter Arbeitskittel nebst Pantoffeln usw. — wurden bei meinem Arbeitgeber beschlagnahmt und ebenfalls versiegelt.

Das meiste Interesse erregte aber das schon angedeutete mysteriöse Paket, das vorsichtig geöffnet wurde. Es enthielt, darüber war sich die herbeigeeilte Korona klar, Dynamit und Zündschnur. Es waren eine Anzahl patronenförmige Hülsen mit schwarzen, pechbestrichenen Schmiere. Etwas anderes als furchtbarer Zündstoff konnten, nach Annahme der Herren Sachkenner, diese Gegenstände schon aus dem Grunde nicht sein, weil der Inhalt des bereits mitgeteilten Maueranschlags nur zu deutlich darauf hinvies. Zugleich wurden Sachverständige von der Artillerie aus Landau berufen, die aber schon bei oberflächlicher Besichtigung in helles Lachen ausbrachen, denn sie stellten fest, daß der Inhalt der Patronen kein Dynamit, sondern ganz gewöhnlicher Streusand war und die Zündschnur aus Schusterpechdraht bestand. Jetzt hatte bei dem Bezirksamtmann und Oberpolizeiern, das merkte ich sofort bei meiner um zwei Uhr erfolgten Vernehmung, das Interesse an meinem Falle wesentlich nachgelassen. Ich konnte bei dem Verhör nur der Wahrheit gemäß erklären, daß ich durch Zufall mit den mir gänzlich unbekanntem Herren, die ihrem Akzent und ihrer Unterhaltung nach Vergnügungsreisende aus Mainz zu sein schienen, zusammengetroffen und keine weiteren Angaben über sie und die aufgefundenen Gegenstände machen könne. Das zornig grinsende Gesicht des sozzenfresserischen Bezirksamtmanns interessierte mich noch mehr als das pergamentene Zifferblatt des reingefallenen Mannheimer Polizeinspektors; beide schienen meinen Angaben wenig Glauben beizumessen, denn sie versuchten mich mit Verachtung zu strafen und verzichteten sogar auf meine Unterschrift des Protokolls, das, in keinem Verhältnis zu dem schweren Verbrechen

stehend, nur ganz kurz war. Unter dem süßeren Schutze von zwei Gendarmen wurde ich in meine Zelle zurückgeleitet. Mit Appetit vertilgte ich meine Brotsuppe und fiel vergnügt auf den Strohsack. Schon nach wenig Minuten hatte sich ein gesunder Schlaf meiner angekommen, der mich bis zum Morgen gefangen hielt und aus dem mich selbst die Miesekühe, die frech ihre Sprünge auf mir machten, nicht zu stören vermochten.

Des Morgens, kaum hatte ich das frugale Frühstück hinabgewürgt, stand schon der mürrische Schließer mit dem großen Schlüsselbund wieder vor der geöffneten Pforte, neben ihm zwei Gendarmen. Er schnauzte mich an, mich schleunigst fertig zu kleiden. Die beiden königlich bayerischen Schmürcke mit aufgeschlagenen Labialprügeln betraten die Zelle. Der eine fasste meine Hände, die er über Kreuz legte, während der andere eine blinkende Kette aus der Patronentasche zog und mir die Vorderarme damit zusammen schnürte. Draußen auf dem Hofe wurde mir noch ein Schwerverbrecher, wie ich später erfuhr, als Belastung, angehängt. Hier erfuhr ich, daß der Marsch nach Frankenthal ins Landgerichtsgefängnis gehe. Die beiden Beschützer trieben uns vor sich her durch die Stadt nach dem Bahnhof. Es war der dritte Krönungsfesttag, der ob der aufregenden Vorfälle der beiden vorangegangenen Tage noch tüchtig gefeiert wurde. Viel Volk befand sich auf der Straße und schloß sich unserer Gruppe an. Am Bahnhof versuchte der alte Ziebert, der damals in Neustadt weilte, mir einen Laib Brot nebst Würst zuzustopfen. Das wurde aber strengstens verweigert. Ich vermüßte es auch nicht weiter. Wir hatten das Vergnügen, ein separates Mupee zu besetzen. Die Bevölkerung widmete uns eine große Aufmerksamkeit. Alles reckte die Hälse, um nochmals den Altenläter zu schauen.

Die Gendarmen waren wir, trotzdem ich ihnen nichts getan und ihren Anweisungen gewissenhaft Folge leistete, nicht gut gesinnt. Bald gaben sie mir darüber Aufklärung. Während der Fahrt öffnete der eine der beiden die Patronentasche, die mit „Dynamitpatronen“ gefüllt war, der er eine der mir wohlbekannten runden Hülsen entnahm. Einen grimmigen, verächtlichen Seitenblick auf mich werfend, sagte er zu seinem Kollegen: „Und ein solcher Windbeutel will einen königlich bayerischen Gendarmen foppen und der Welt glauben machen, daß er Streusand nicht von Dynamit unterscheiden könne.“

In Frankenthal legten meine Transporteur wenig Ehre beim Staatsanwalt mit mir ein, denn dieser verweigerte anfänglich die Annahme des illustren Gastes. Auch er sah mittlerweile wie die ganze Leffentlichkeit ein, daß die Sozialdemokraten sich einen großen Akt mit der Polizei erlaubt hatten. Dumm war es, daß die Polizei an diesem Späß zum allgemeinen Gaudium hängen geblieben war, mit dem sie doch gar nichts gegen die Veranstalter auszurichten vermochte. Das Organ des heiligen Rechts nahm mich schließlich doch auf das Bitten der Gendarmen ab und ließ mich vorläufig einlösen. Ich wurde fast einen ganzen Tag der Leidensgefährte einer Schicksalsgenossenschaft von 10 Köpfen, die mir als einem

„Staatsverbrecher“ ausnahmslos besondere Beachtung schenkte. Jeder schilderte mir seinen Fall und wollte mein Gutachten darüber erhalten. Wir unterhielten uns fast die ganze Nacht hindurch. Am anderen Morgen wurde ich schon recht frühe meiner geschlossenen Gesellschaft, die sehr betrübt über den Verlust war, wiederum entzogen. Ein alter Gendarm nahm mich in Empfang, legte mir den eisernen Kojenkranz an und steckte die „Dynamitpatronen“ wieder in seine Taschen. Dort ging's zurück nach Neustadt zum Bezirksamtmann Ziebert, dem jetzt die Suppe zum Auslösen zugehoben wurde. Der soll — meinte der Staatsanwalt in Frankenthal — mit dem Häfling machen,

eigene Spitze an, und ich dampfte wie ein Schornstein. Als wir in Neustadt ankamen, gab's am Bahnhof, wo man schon von unserem Eintreffen wußte und viel Leute sich eingefunden hatten, ein großes Hallo. Ich wußte in der Stadt mehr Bescheid als mein Führer, weshalb ich mit meinen gekreuzten Händen die Führung übernahm: wir steuerten durch die lebhaftesten Straßen auf Umwegen dem Amtsgefängnis zu. Mein Begleiter trotzte gemächlich hinter mir her, ein die Polizei verhöhnevödelnder Troß, der sich zusehends vermehrte, wälzte mit uns zum Bezirksamt. Der Herr Amtmann, dem ich nun mit meinem Gendarmen vorstellte, war vor Born grüngelb geworden. Er hätte mich am liebsten geprügelt und schnauzte mich an wie einen Schusterjungen. Erst als ich ihn gründlich abkühlte, kam er wieder zur Vernunft, ließ mir die Ketten abnehmen, öffnete die Tür und bedeutete mir mit dem Finger, dort hätte der Zimmermann das Loch gelassen: ich konnte gehen.

Das konnte ich aber nicht so schnell vollziehen, denn jetzt war die Reihe zu reden an mir. Mit größtem Widerwillen mußte er von mir ein Protokoll über meinen Verlust aufnehmen und mir das nötige Meiegeld verabsorgen. Erst jetzt machte ich einen bösslichen Schritt, als sei ich sein Vorgesetzter, und schritt majestätisch von dannen. Er aber sandte mir böse Klische nach, die mich nicht allzusehr schmerzten. Der alte Ziebert suchte sich später noch bei jeder Gelegenheit an uns und speziell an mir zu rächen; so gestattete er uns wiederholt Tanzveranstaltungen, aber ohne Frauen, bis wir ihm im bayerischen Landtag das Handwerk legen konnten.

Als ich nach Mannheim zurückkehrte, fand ich zur größten Freude meiner Genossen v. Volkmar vor, der gerade mit den Genossen Beratung über die Schritte zu meiner Freilassung pflegte. Sie alle freuten sich und machten sich über die hiesigen Nettenmerkmale an meinen Sandalen lustig.

Eine Anklage wurde nicht gegen mich erhoben, denn man mochte mein Verbrechen substantizieren, wie man wollte: nicht einmal in den groben Urtung ließ es sich hineinpassen. Nach Wochen wurde ich außer Verfolgung gesetzt und meine Erbschaftsprüfung beiriedigt.

Die „Mainzer Veranlagungsreisenden“, die eigentlichen Attentäter, konnten niemals festgestellt werden. Ihre Zähne, ihre Patronen usw. haben sie unbegreiflicherweise auch niemals reklamiert. Die bayerischen Gendarmen besuchten mich des öfteren in Mannheim, um

Erfundigungen über gesunde Güte und dergl. bei mir einzuziehen.

Bei einer solchen Gelegenheit erhielt ich wenigstens auch einmal einen hübschen Mohrstock. Als mir die Besuche zu dumm wurden, ließ ich den grünen Gendarmenbesuch von der badiischen Polizei aus dem Lande treiben, worauf Ruhe und Friede wieder einkehrten. Wir hatten jahrelang Stoff, uns über die Lage zu freuen, die aber unsere hohe Obrigkeit um so schwerer ärgerte und sie gegen uns erheblich vorsichtiger machte.

So fand die fünfzigste Feier des Hambacher Festes ihren harmonischen Abschluß, mit dem wir zwar sehr zufrieden waren, die Polizei aber herzlich wenig. —

Psingsten.

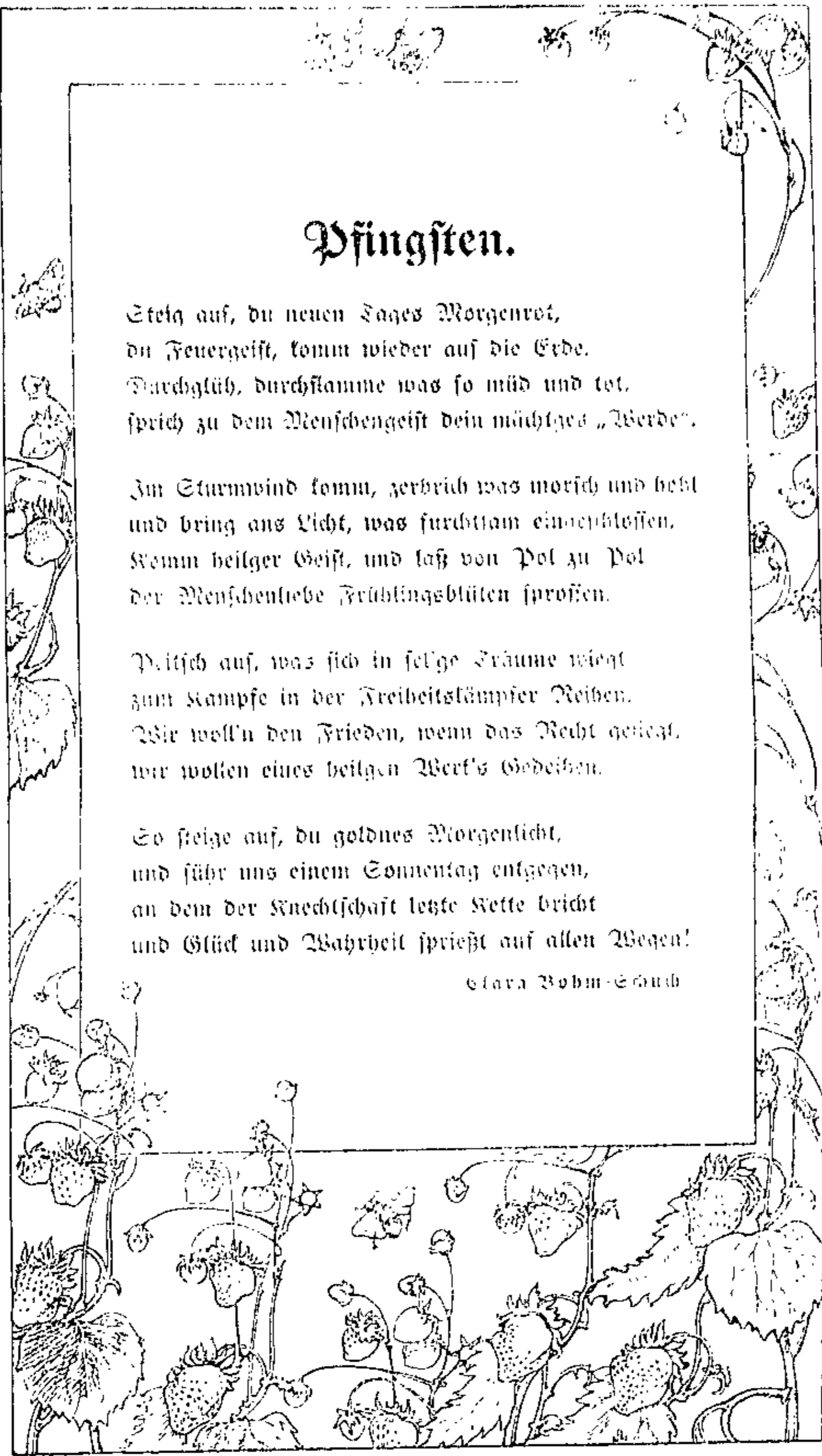
Steig auf, du neuen Tages Morgenrot,
du Feuergeist, komm wieder auf die Erde.
Durchglüh, durchflamme was so müd und tot,
sprich zu dem Menschengestalt dein mächtiges „Werde“.

Im Sturmwind komm, zerbrich was morsch und hehl
und bring ans Licht, was furchtbar einverschlossen.
Komm heiliger Geist, und laß von Pol zu Pol
der Menschenliebe Frühlingsblüten sprossen.

Wach auf, was sich in selge Räume wiegt
zum Kampfe in der Freiheitstämpfer Reihen.
Wir wollen den Frieden, wenn das Recht geiegt,
wir wollen eines heiligen Werks Gedeihen.

So steige auf, du goldnes Morgenlicht,
und fähr uns einem Sonntag entgegen,
an dem der Knechtschaft letzte Kette bricht
und Glück und Wahrheit spricht auf allen Wegen!

Clara Rohm-Schub



was er wollte. Mein Transporteur, ein gutmütiger Mensch, war im Dienst schon so alt und steif geworden, daß er trotz seines Schießens samt Revolver jedenfalls kein absolutes Hindernis meiner Flucht gewesen wäre. Wir saßen allein in einem Mupee; ich bat ihn, mir die Ketten wenigstens auf dem Transport abzunehmen, er aber meinte treuherzig: „Sehn's, das darf ich nit. Nur noch ein Jahr hab ich Dienst zu machen, dann geh ich in Pension und pieß auf die ganze Gendarmarie samt dem Staatsdienst und geh wieder nach Altbayern. Nehm ich Ghana aber d' Ketten ab um wer erwischt, dann is alles verloren, weil das für den Gendarm streng verboten is.“ Sonst wollte er mir aber alles tun. Er reichte mir eine Zigarre, bot mir sogar seine

Der Pfingstritt. Auch in den Zeiten, da, wie Goethe sagt, „der Glaube weit, eng der Gedanke“, hat das Volk die kirchlichen Festtage nicht milderlich gefeiert. Von seiner schweren Arbeitslast anfangend, hat es seiner lebensfrohen Natur, die kein sozialer und politischer Druck ganz verdrängen konnte, in allerlei Lustbarkeit Luft gemacht und auch die kirchlichen Feste zum Teil als Volksfeste begangen. Damit war aber auch der praktisch-soziale Zweck verbunden, von den Heberkräften der verfallenen den Bedürftigen allerlei Vorkommen zu lassen, damit ihnen das Fest auch materiell zum Festtag werde.

Zu Pfingsten fanden lustige Umzüge statt, wobei die wohlhabenden Patern gehörig angezapft wurden. Mehl, Eier, Milch, Schmalz, Kuchen, Würste, auch Geld wurde nicht verschmäht, waren jedoch das Honorar für die amüsante Veranstaltung. In zahlreichen Dörfern, besonders Schwabens, finden noch jetzt solche Umzüge statt, am Pfingstmontag, da und dort auch am Sonntag, meistens Pfingstmittags, genannt, da die Hauptperson womöglich zu Pferde durch das Dorf zieht, gefolgt von einer vergnügten Menge. Diese Hauptperson heißt „Pfingstbub“, führt aber noch allerlei drollige Namen wie „Pfingstlämmel“, „Pfingstbuben“, „Pfingstbär“, „Pfingstvogel“.

In der Gegend von Neuenburg im württembergischen Schwarzwald und anderwärts figuriert als Pfingstbub der Stärkste aus dem ältesten Jahrgang der schulpflichtigen Jugend. Er wird von seinen Kameraden in „Pfingstbub“ (blühende Befehlsführer) eingehüllt, sein Gesicht mit einer Binden- oder Tuchmaske verdeckt oder auch mit Ruß geschwärzt, hier und da wird dem Buben auch ein Zylinderhut auf den Kopf gestülpt. Zu Fuß oder zu Pferde zieht er durchs Dorf, geleitet von der Jugend, unter dem Abzingeln derb-humoristischer Mittelreime, die in allerlei Variationen ledere Gaben heißen, welche auch gern und reichlich verabfolgt werden. Wiederholtes „Hallihopasa“ ist gewöhnlicher Refrain, wobei der Pfingstbub tanzt „wie der Lump am Steck“. Die gesammelten Eier nebst Zuhörer werden zu Eierkuchen verbacken und verzehet.

Zu Sorgen im Bezirk Mottweil besteht der Zug aus kostümierten Erwachsenen, dem Vorreiter, dem Hauptmann, dem Maßführer oder Fähnrich, zwei Mohrenkönigen, dem Ober- und dem Unterfod, welche beide Würste an die Umstehenden austreten, dann folgen der Riese Goliath und David, weiter der Wischführer, der den Mädchen mit einem langen Wechsel ins Gesicht fährt, Ober- und Unterjäger, zwei Husaren, der von Sachsen und der von Ungarn, der Doktor Eisenbart, ein armer Bauer und erst zuletzt der Pfingstbub (Pfingstbuben), der verteelet auf einem Pferd sitzt, mit einem Stiefel an einem und einem Schuh an andern Fuß.

Von den mancherlei lokalen Eigenarten des Pfingsttritts seien bloß noch einige erwähnt. In Sindelfingen bei Böblingen in der Nähe von Stuttgart hollen vier Burden samt Vorreiter mit bloßen Beinen, auf deren Spitze eine Zitrone steckt, vier große Kuchen in drei Mühlen ab, stecken sie auf hohe behänderte Stangen, zogen in die Stadt und umritten dreimal den Markbrunnen, worauf ein Maß auf dem Rathaus haltend, wozu die Speisen und ein Eimer Wein von oben gespendet wurden. Der Brauch, „Kuchenritt“, ist jetzt abgekommen.

In Weilersteußlingen bei Ehingen (Donaukreis) wird ein mit bunten seidnen Tüchern herausgeputzter „Maier“ (junge Witze) unter Geschell und Geschrei von den Schulbuben durchs Dorf getragen, wozu vor oder in den einzelnen Häusern ein schmurriger Vers abgelesen wird. Zuletzt wird jedem Stand im Dorf mit je einem saftigen Bierzeiler „die Würst gebraten“ (die Leuten gelesen). In einem Haus werden schließlich aus den erjammelten Eiern, Mehl, Milch und Schmalz Eierkuchen gebacken und verchmaust, den Rest erhält die Hausfrau für die Beherbergung.

In einigen Dörfern ziehen die ledigen Burden des Morgens durchs Dorf, knallen vor den einzelnen Häusern und erhalten dafür Raudfleisch. In Täbingen bei Mottweil bekommen die Kinder am Pfingsten Raudfleisch, Weißbrot und Kubeln (gedörrtes Obst) und verzehren die Gaben gemeinsam auf einem freien Platz vor dem Dorf. — st.

Der mohammedanische Gruß. Die Bekenner des Islam begrüßen sich mit den Worten Selam aleikum; dieser Gruß findet Andersgläubigen gegenüber keine Verwendung; gebraucht ihn einmal ein Fremder, so läuft er Gefahr, daß ihm seine Freundschaft übel gedeutet wird. Beim Grüßen berührt der Orientale mit der rechten Hand zuerst leicht die Brust, dann die Stirn. Die linke Hand, die als unrein gilt, wird möglichst wenig zu Freundschaftsbezeugungen gebraucht. Die Kopfbedeckung wird, gerade entgegengesetzt wie im Abendlande, beim

Grüßen niemals abgenommen. Als ein Zeichen der Höflichkeit und der guten Erziehung gilt es auch, beim Betreten fremder Zimmer, die Schuhe abzulegen. Schließlich darf der Fremde es sich niemals erlauben, Erkundigung nach dem Befinden der Frauen des Hauses, dem er einen Besuch abstattet, einzuziehen; das würde als eine schwere Kränkung des Hausherrn angesehen werden. Die streng abgeschlossene Stellung des Weibes im Orient erklärt diese Sonderbarkeit, die zu verleben sich jeder Abendländer streng hüten muß. —

Die Geschworenengerichte im alten Athen. Eine demokratische Gerichtsverfassung gehört in Deutschland nicht nur zu den Hoffnungen auf die Zukunft, sondern auch zu den Tugenden der Vergangenheit. In den Anfängen unserer geschriebenen Geschichte, als die Deutschen noch unter gewählten Häuptlingen in ihren Volksversammlungen sich selber regierten, da sprachen sie sich auch selber nach demokratischen Grundsätzen Recht und zwar als Gesamtheit; in den Hundertsjahren, die nur einen Gau umfaßten, der geringeren Sachen, bei bedeutenderen in den Väterchaftsversammlungen, in denen der ganze Stamm vertreten war. Ein entsprechendes Verfahren wäre unter den verwinkelten Verhältnissen und in dem riesigen Gesellschaftsorganismus der Gegenwart begreiflicherweise undenkbar; die direkte Rechtspflege durch das Volk verträgt sich vortrefflich mit den einfachen, übersichtlichen Zuständen der Gentilverfassung, dagegen nicht mit dem komplizierten Mädelwerk der Zivilisation. Daß aber auch dann eine demokratische Gerichtsverfassung möglich ist und allen Ansprüchen zu genügen vermag, dafür liefern einen klassischen Beleg bereits die Geschworenengerichte der altgriechischen Republik Athen in ihrer Blüteperiode, die man nach dem leitenden Staatsmann das Zeitalter des Perikles zu nennen pflegt. In diesem Zeitalter des 5. vordchristlichen Jahrhunderts war das Athener Gemeinwesen zu einer folgerichtigen Demokratie ausgestaltet worden und demgemäß auch mit einer vollständigen Rechtspflege versehen. Die Anfänge der athenischen Geschworenengerichte gehen zurück bis in die Zeiten des großen Gesetzgebers Solon (594 v. Chr.), der in bezug auf die Gerichtsverfassung bestimmte, daß von den Urteilen der Archonten, der aus den Vermögenden gewählten Staatsoberhäupter, und des Areopags, einer priesterlichen Körperschaft, die den Interessen der Aristokratie dienete, Berufung eingelegt werden könne an ein Bürgerchaftsgericht, die Heliaia. Dabei blieb also den „Mato Kagathoi“, den Edelsten und Reichen, ein großer Teil ihres Vorrechts in der Rechtspflege gewahrt. Wie hoch der Adel den Wert dieses Vorzuges schätzte, zeigte sich, als endgültig und beinahe vollständig damit aufgeräumt wurde. Im Jahre 462 v. Chr. setzten die demokratischen Parteiführer Perikles und Ephialtes in der Volksversammlung den Beschluß durch, daß die ganze Gerichtsbarkeit dem Areopag entzogen und dem bürgerlichen Geschworenengericht, der Heliaia, übertragen werden sollte; nur die Aburteilung von Morden mußte aus Rücksicht auf die religiösen Vorurteile des Volkes dem Areopag belassen werden, während ihm sonst die ganze civile und kriminelle Gerichtsbarkeit abgenommen wurde. Die Wut des Adels war so groß, daß er einen Mörder fand, dessen Dolch Ephialtes zum Opfer fiel. Die Rechtspflege aber lag endgültig in den Händen der Heliaia; wie sah diese aus, und wie verfuhr sie? Jedes Mitglied konnte jeder Athener werden, der über 30 Jahre alt und im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte war. Aus den Bewerbern wählten die Archonten jährlich 6000 Geschworene aus, d. h. beinahe ein Drittel der ganzen Bürgerchaft. Davon dienten 1000 bloß als Ersatzmänner für den häufigen Fall, daß Krankheit, Tod, dringliche Abhaltung in die vorgeschriebene Zahl der eigentlichen Geschworenen Lücke rissen. Die übrigen nun, 5000 an der Zahl, zerfielen in 10 Abteilungen oder Kammern, die im 5. Jahrhundert den einzelnen Gerichtshöfen für das ganze Jahr zugewiesen wurden. Später aber ward die Einrichtung getroffen, daß die Abteilungen erst am Morgen des Gerichtstages durchs Los den einzelnen Gerichtshöfen zugewiesen wurden. Dadurch sollte verhindert werden, daß die Parteien vorher erfuhr, welche Geschworenen über sie urteilen würden, und daher versuchen konnten, eine ungesegnete Einwirkung auf die Richter, etwa durch Bestechung, auszuüben. Bei Streitobjekten unter 1000 Drachmen (800 Mk.) saßen 201 Richter einer Abteilung; bei wichtigeren Sachen dagegen 1, 2 oder noch mehr ganze Abteilungen auf einmal. Man nahm die Zahl der Geschworenen so groß, in der Absicht, eine Bürgerschaft dafür zu haben, daß persönliche Beweggründe auf das Urteil ohne Einfluß blieben. Staatsanwälte gab es nicht; jedermann konnte als öffentlicher Ankläger auftreten, aber mit der Maßgabe, daß er, im Falle er nicht ein Fünftel der Ge-

schworenenstimmen für seinen Antrag vereinigte, eine Buße von 1000 Drachmen (800 Mk.) zu zahlen hatte und keine öffentliche Klage mehr anstellen konnte. Die Parteien führten ihre Sache selbst, denn berufsmäßige Anwälte durften nicht vor Gericht erscheinen; viele ließen sich aber von solchen Sachwaltern eine Rede ausarbeiten, die sie auswendig lernten und vor den Geschworenen aufsprachen, wobei in wichtigeren Fällen die Rede durch die Wasseruhr bemessen war. Nach Beendigung der Rede und Gegerede fand weiter keine Beratung der Geschworenen mehr statt, sondern sie stimmten ohne weiteres mit Mäxeln, später mit Steinchen ab, die in 2 Urnen geworfen wurden; die Stimmenmehrheit entschied. Für seine nicht geringe Zeitverschwendung wurde der Geschworene durch ein Tagelohn entschädigt, das anfangs nur 1 Obolos (16 Pf.), später aber 3 Obolos (50 Pf.) betrug. Als Ausweis erhielt jeder Geschworene eine Erkennungsmarke aus Buchsbaumholz, auf welcher sein Name, seine Heimatsgemeinde und die Nummer seiner Abteilung stand. Der Geschworenen Eid lautete: „Ich will meine Stimme abgeben gemäß den Gesetzen und den Beschlüssen des Volks von Athen und des Mates der 500, in den Fällen aber, für welche es keine Gesetze gibt, nach der gerechtesten Einsicht ohne Gunst und Feindschaft. Ich will den Kläger und den Beklagten auf gleiche Weise anhören und mein Urteil einzig nach dem Gegenstand der Klage abgeben. Das Schwöre ich bei Zeus, bei Apollon, bei Demeter, und viel Segen werde mir zu teil, wenn ich meinen Eid treulich halte, Verderben treffe mich und mein Haus, wenn ich meineidig werde.“ rd.

Trümmergesteine. Mit diesem Namen bezeichnet der Erdgeschichtsforscher solche Gesteine, welche aus Bruchstücken zertrümmerter, früher schon vorhandener Gesteine vermittelst eines Bindemittels wieder zusammengefügt sind, so daß also eine Matrix, welche aus einem Trümmergestein besteht, je nach der Größe und Beschaffenheit der Trümmer einem aus Bruchsteinen ausgeführten Gemäuer mehr oder weniger ähnlich ist. In der Sprache der Erdgeschichte ist übrigens der Begriff Trümmergestein ein viel umfassenderer, als in der Sprache des täglichen Lebens, denn auch Ton und Sandstein sind Trümmergesteine, nur daß bei beiden die Trümmer sehr klein, bei ersterem sogar mikroskopisch klein sind. Von diesem untersten Größenmaß her wieder verbundenen Trümmer, wobei man an ein feines Zerreiben der zertrümmerten Steinmassen denken muß, bis zu dem obersten kommt eine ganze Reihe der verschiedensten Größenmätze vor. Man weiß nicht die Trümmer so klein, daß man sie dem Anblick eines solchen Trümmergesteins an zerbrochene Berge erinnert wird und mit einer schrecklichen an die furchtbare Gewaltäußerung denkt, welche dies bewirkte und dann imstande war, die losen Brocken, wenn auch wahre Felsblöcke, wieder untereinander zu verfüllen.

Übrigens zeigen die Trümmergesteine mancherlei Verschiedenheiten in der Beschaffenheit ihrer Bestandteile, so daß man merkliche Unterschiede derselben hervorheben muß. Zunächst sind die Brocken entweder ein und derselben Stein- oder Gesteinsart angehörig, z. B. bloß Gneis oder bloß Kalkstein, oder sie gehören verschiedenen Arten an, was entweder auf eine Zusammenführung der Trümmer aus geringer oder aus großer Ferne deutet, obgleich ein aus zweierlei Gesteinsarten zusammengesetztes Trümmergestein dann erstlich beide aus der unmittelbaren Nachbarschaft bezog, wenn wir eine sogenannte Reibungsbreccie vor uns haben, d. h. die Begrenzungsfläche eines Durchbruchs eines jüngeren Gesteins durch ein älteres. Dann finden wir auch Stücke in einem feinen aus beiden Gesteinsarten bestehenden Bindemittel Brocken von diesen beiden zusammengemengt. Sind die wenigstens erkennbar, etwa mindestens erbsengroßen Trümmer scharfkantig und eckig, so nennt man das Trümmergestein eine Breccie, sind sie dagegen abgerundet, so heißt sie Konglomerat. Obgleich es für den Begriff Trümmergestein einflußlos ist, ob die Trümmer aus der Ferne zusammengeführt sind, oder ob sie nahe dabei, wo sie durch Zertrümmerung einer großen Masse entstanden sind, beisammenblieben, so ist man doch darin übereingekommen, nur in dem ersten Falle den Begriff Trümmergestein als gegeben zu betrachten. In anderen Fällen bezeichnet man die Erscheinung als Durchbruch, indem das durch irgend eine Gewalt in Trümmer zerteilte, aber nicht auseinandergefallene Gestein in den dadurch entstandenen Zwischenräumen von einer durchschießenden anderen flüssigen Gesteinsmasse wieder zusammengefügt wurde. Diese Masse nennt man denn, je nachdem sie sehr umfangreich oder gering ist, Gänge oder Adern. h. b.

Nachdruck des Inhalts verboten!